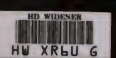

Class
323
3·3

HD WIDENER
HW XR6U G


SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
VE RI TAS
CHRISTO ECCLESIAE



Ernst Curtius

Gedächtnisrede

gehalten bei der von der Berliner Studentenschaft am
26. Juli 1896 veranstalteten Trauerfeier

von

Reinhard Kekule von Stradonitz

BERLIN
W. SPEMANN
1896

Commilitonen!
Hochansehnliche Versammlung!

Vor wenigen Wochen haben Sie eine Gedächtnisfeier für Heinrich von Treitschke veranstaltet. Heute sind wir versammelt, um das Andenken von Ernst Curtius zu ehren. So bald ist dem Geschichtsschreiber des deutschen Volks der Geschichtsschreiber der Hellenen im Tode nachgefolgt, der milde abgeklärte Greis, der nach keinem neuen Kranze mehr rang, dem kampfesmutigen jüngeren Freunde und Genossen. Heinrich von Treitschke wollte nicht glauben, dass Gott ihn abberufen könne, ehe er seine deutsche Geschichte zu Ende geführt habe. Ernst Curtius hat wenige Tage vor seinem Tode die letzten Sätze seiner Geschichte von Olympia geschrieben, die er als den Abschluss seines Lebenswerkes betrachtete. Wir klagen in wehmütiger Trauer, dass diese vornehme, edle und grosse Persönlichkeit uns genommen ist. Aber wir dürfen sein Leben glücklich preisen, wie er es selbst glücklich gepriesen hat. Die Erfahrung des Schmerzes, ohne die sich kein menschliches Leben vollendet, ist auch Curtius nicht erspart geblieben. Aber seine irdische Laufbahn war eine ununterbrochene Kette von beglückenden inneren und äusseren Erfolgen, die er, fromm und bescheiden, voll freudigen Dankes, als eine göttliche Fürsorge und Führung an sich erlebt und empfunden hat.

In der alten Hansastadt Lübeck, deren abgeschlossene Stille durch den Glanz einer grossen geschichtlichen Vergangenheit Bedeutung erhielt, unter dem Schatten der ehrwürdigen und schönen Marienkirche ist er aufgewachsen, als Kind einer Familie, in der einfache Frömmigkeit, vaterländische Gesinnung, geistige Regsamkeit und Arbeit selbstverständlich waren.

Wie sein um fünf Jahre jüngerer Bruder Georg, von dem Vater und von trefflichen Lehrern in der Neigung zu den classischen Studien früh bestärkt und gefördert, ist er schon als Schüler durch Johannes Classen mit Niebuhrs Leben und Ansichten bekannt geworden. Die Studienjahre führten ihn zuerst nach Bonn, dann nach Göttingen und Berlin. Aber noch ehe er diese Studien äusserlich abgeschlossen hatte, vollzog sich die Wendung, die für sein ganzes Leben entscheidend war.

Sein Bonner Lehrer, Professor Brandis, hatte sich dazu bestimmen lassen, nach Athen überzusiedeln, um dem jungen König Otto wissenschaftliche Vorträge zu halten. Er forderte seinerseits Curtius auf, ihn nach Athen zu begleiten und den Unterricht seiner Söhne zu übernehmen.

So ist Curtius im Frühjahr 1837, 22jährig, nach Athen gewandert und hat mehr als vier Jahre der empfänglichsten Jugendzeit in Griechenland verbracht. Diese Jahre waren um so reicher und glücklicher, seit er im Mai 1838 seinen geliebtesten Jugendfreund Emanuel Geibel im Piräus abholen und zu dauerndem Aufenthalt in Athen einführen konnte. Auch Geibel hatte eine Hauslehrerstelle in Athen angenommen. Jeden freien Abend und jeden freien Tag verbrachten die beiden Freunde gemeinsam, und so gefesselt fühlten sie sich beide von der Zauberkraft des griechischen Bodens, dass sie ihn noch nicht verliessen, auch nachdem die Verhältnisse sich lösten, die sie zunächst nach Athen geführt hatten.

Beide, Geibel wie Curtius, waren zugleich Dichter und Philologen. Bei dem einen hat die Dichtkunst, bei dem andern die Philologie den Sieg davongetragen. Von der damaligen Gemeinsamkeit des Lebens, der Wanderungen, der Studien hat Curtius ein lebhaftes Bild gegeben in den von warmer Liebe getragenen Erinnerungen an Emanuel Geibel. «Geibels Natur — so erzählt er — war nicht darauf angelegt, dass er die Altertümer des Landes zum Gegenstande eines eingehenden Studiums machte. Es war der Gesamteindruck des südlichen Landes, der auf sein Gemüt wirkte, die Freude an ihrer keinem Banne des Winters erliegenden Naturkraft, das Interesse für das rege Leben eines geistig hochbegabten Volks und seine Sagen; vor allem aber wichtig war es ihm, dass das klassische Altertum ihm hier lebendiger als je vor die Seele trat, und dass er unter dem Himmel von Athen einen neuen Antrieb fühlte, sich in die attischen Dichter ganz hineinzuleben. In diesem Bestreben fanden wir uns durchaus, und was wir als Gymnasiasten auf den Wällen der Vaterstadt begonnen, erneuten wir jetzt auf gemeinsamen Spaziergängen, sei es an den stillen Abhängen des Ilissus, wo Sokrates die Einsamkeit suchte, sei es im Oelwald und am Rand des Kolonos oder auf den abgelegenen Höhen der alten Felsenstadt, welche den Ausblick auf Aigina gewähren. Wir beschäftigten uns mit den Worten der Dichter, gemeinsam bestrebt, ihnen ihr Innerstes abzulauschen und dafür den deutschen Ausdruck zu finden. Abends schrieben wir die Zeilen nieder und fanden in dieser Arbeit liebevoller Nachdichtung einen unerschöpflichen Reiz.»

Die Krone der gemeinsamen Wanderungen war die sommerliche Fahrt nach Paros und Naxos, für Curtius zugleich eine plötzliche Offenbarung der Bedeutung des Insel-besäeten griechischen Meeres, das die kleinasiatische Küste mit dem griechischen

Festland verbindet, — eine Offenbarung, die künftig den festen Grund für seine Auffassung der griechischen Geschichte darbieten sollte. Wie stark der Eindruck dieser Inselfahrt war, lehren noch die Jahrzehnte später niedergeschriebenen Blätter über Geibel. Mächtiger klingt er wieder in dem aus naher Erinnerung gehaltenen Vortrag über Naxos, der die Zuhörer durch seine glühende Begeisterung mit sich reissen musste. Man höre nur die prachtvolle Schilderung:

Die priesterlichen Sagen des ägäischen Meeres meldeten von jener langen Regennacht, die einst alles Inselland im Wasser begraben habe, wie vom östlichen bis zum westlichen Strande einst ein breites, wüstes, hafenloses Meer geflutet habe. «Aber die Fluten sanken; empor stiegen die Töchter des Meers, Delos als die erstgeborene, die nach altem Dichterworte zitternd vor Bangigkeit unter den Wellen verborgen lag; dann hoben die andern Schwestern nach einander die Häupter empor; da wurde auch die schönste Gruppe frei, das Inselpaar Naxos und Paros, beide so eng unter sich verbunden, dass man sie mit dem einen Namen Paronaxia umfasst. Paros' edle schlanke Formen scheinen schon aus der Ferne den köstlichen Inhalt seiner Berge zu bezeugen. Welch eine Welt von Tempeln und Bildwerken ist aus ihrem Schoosse hervorgegangen, und heute noch glänzen ihre unterirdischen Höhlengänge bei Fackellicht wie die Festsäle eines weit verzweigten Feenpalastes; Paros ist reich an Quellen und geräumigen Häfen. Naxos ist die grössere und mächtigere Nachbarin; nach allen Seiten abgerundet, ohne tiefere Einschnitte, steigt sie in massenhafter Erhebung aus dem Meere und hebt ihren breiten Gipfelberg stolz über alle Cykladen. Durch Umfang und Festigkeit zum Haupte der Schwesterinseln bestimmt, ist sie durch mannigfaltigen Segen der Natur nicht minder ausgezeichnet. Klein-

Sicilien hiess sie bei den Alten wegen der Fülle an Korn, Wein und Oel; auch heute noch ist Naxos ein Paradies im Vergleiche mit den umliegenden Inseln. Seine Gärten blühen in morgenländischer Pracht, voll von Cedern, Granatbäumen, Mandeln, Orangen und allen edlen Früchten, welche die Naxioten bei Südwind brechen, in ihre Schiffe laden und in rascher Fahrt nach Constantinopel bringen, um der Reichen Tische damit zu schmücken. Immergrün sind die edlen Waldungen, die der Herbst mit mildem Regen anfrischt, und ehe man des Winters gewahr wird, verkünden die Orangendüfte, welche die Luft erfüllen, und die bunten Anemonen, die den Boden färben, dass der Frühling wieder da sei, und die Bienen schwärmen wieder um die mit duftigen Kräutern dicht bewachsenen Höhen.» Und triumphirend schliesst diese entzückte Beschreibung: «Auf dem über 3000 Fuss hohen Berge Zia in der Mitte von Naxos sieht man zweiundzwanzig Inseln zu Füssen liegen und in der östlichen Ferne die Bergmassen Asiens in blassen Linien aufsteigen.»

Aus den Erzählungen der fränkischen Familien auf Naxos entnahm Geibel die Anregung zu seinem Gedicht «Die Blutrache», und auch Curtius brachte, wie stets, zwischen seiner Suche nach Inschriften der Muse sein Opfer dar. Das Geschick eines Abkömmlings der alten italienischen Familie Coronello, die einst das Herzogtum Naxos beherrschend nun bettelnd darbte, gab ihm den Stoff zu einem empfindungsvollen Klagelied, und den Abschied von dem geliebten Naxos besang er in einem Sonett, das er noch im Alter vor vertrauten Freunden nicht ungern anführte:

Leb' wohl mein Naxos! Sieh, es schwellt gelinde
Das Segel sich und führet mich von hinnen;
Noch seh' ich drüben deine weissen Zinnen
Und gebe diesen letzten Gruss dem Winde:

Hab' Dank für jede Lust! Gleich einem Kinde,
Dem leicht und ohne Harm die Stunden rinnen,
Hab' ich bei dir gelebt, und dies gewinnen —
Es ist des Glückes schönstes Angebinde.

Wann werden wieder zu so holdem Frieden
Zu Lust und Lied mich duft'ge Gärten laden,
In welchen glüht die Frucht der Hesperiden?

O, blühe stille Wohnung der Najaden
Und bleibe gern vom lauten Markt geschieden,
Dir selbst genug, die schönste der Cykladen!

Im Sommer 1840 erfüllte sich für Curtius eine schöne Hoffnung, die sich bald in bitteres Leid verwandeln sollte. Sein geliebter und bewunderter Lehrer Otfried Müller kam nach Athen. Sie wollten das Land gemeinsam durchwandern. Die Reise im Peloponnes gelang überaus glücklich. In Delphi, unter den heissen Strahlen der Julisonne erkrankte der rastlose Forscher; am 1. August standen Curtius und Schöll an seinem Todtenbette. Und wenn irgend etwas den unvertilgbaren Eindruck, den Otfried Müllers Persönlichkeit und dessen wissenschaftliche Ideale in Curtius' Seele einprägten, noch verstärken konnte, so war es dieses Erlebnis eines grausamen vorzeitigen Todes. Es war der tragische Abschluss des langen Aufenthaltes in Griechenland.

Im December 1841 erwarb sich Curtius den Doctorhut in Halle — es versteht sich fast von selbst, dass er dies that auf Grund einer Abhandlung über eine Frage der attischen Topographie; er dachte sich in Halle zu habilitiren, aber Meineke zog ihn an das Joachimsthal'sche Gymnasium. Noch als Lehrer dieses Gymnasiums hielt er am 10. Februar 1844 im wissenschaftlichen Verein einen Vortrag, der die zweite entscheidende Wendung in Curtius' Leben bezeichnet — wie noch einmal,

8 Jahre später, ein solcher Vortrag, der über Olympia, für Curtius selbst und für die Geschichte der Wissenschaft bedeutsam wurde.

Der Vortrag am 10. Februar 1844 hatte die Akropolis von Athen zum Gegenstand. Aus frischer eigener Anschauung, mit plastischer Kraft, mit feurigem Schwung schilderte der jugendliche Redner die Lage Athens und seiner Burg, ihre Bauten und Statuen, ihre Schicksale, ihre Zerstörung in alter und neuer Zeit. Unter den Zuhörern befand sich die Enkelin Karl Augusts von Weimar, die Gemahlin des grossen Kaisers Wilhelm, damals Prinzessin von Preussen. An diesem Abend hatte sie den Erzieher gefunden, den sie für ihren Sohn, den damals 12jährigen Kaiser Friedrich suchte, dessen Andenken in unser aller Herzen unauslöschlich eingegraben ist.

Curtius' Vaterstadt Lübeck hatte unter der Fremdherrschaft der Franzosen schwer gelitten; sein Vater war von dem corsischen Imperator geächtet worden. Curtius selbst war 1814 geboren; in seine Kindheit und Jugend verwoben sich die frischen Erinnerungen der Befreiungskämpfe. Eigener politischer Thätigkeit wie jeder Missachtung fremder Völker abgeneigt, war er ein feuriger Patriot, unerschüttert im Glauben an Deutschlands grosse Zukunft und Preussens deutschen Beruf. Wir können uns denken, mit welch flammender Begeisterung er sich der Aufgabe hingab, dem Erben des preussischen Thrones alle Elemente der edelsten Geistesbildung zuzuführen — in heiligem Ernste, aber ohne jede Pedanterei. Diese Hingebung brachte reichen Segen. Der Erfolg des Unterrichts war der glücklichste, der so hoch geborene Schüler, wie seine Schwester, die jetzige Frau Grossherzogin von Baden, dem treuen Lehrer besonders herzlich zugethan, die erlauchten Eltern voll Dank und Vertrauen. Sie waren und blieben unerschöpflich in der Erfindung immer neuer Formen, um ihre Zuneigung zartsinnig und freundlich auszusprechen.

Als der Prinz von Preussen, der unter dem was er 1848 erleben musste schwer litt, das Weihnachtsfest im friedlichen Kreise der Seinen feierte, begrüsste ihn sein künftiger Erbe, der 17jährige Prinz Friedrich Wilhelm mit einem ernsten Gedicht, das Curtius für diesen Zweck verfasst hatte. Es ermahnte, nicht der erfahrenen Treulosigkeit zu gedenken, sondern der Treue, des alten Ruhmes, der hohen Zukunft. Die Schlussstrophen lauteten:

Zur Ernte reif sind der Geschichte Saaten,
Die Eure Ahnen in dies Land gesenkt,
Und neue Bahnen winken Euren Thaten;
So habt nicht Ihr — so hat es Gott gelenkt.

Wir seh'n auf Euch mit frohem Angesichte,
Verbannet sei, was Angst und Zweifel schuf.
O, horchet auf! Es ruft die Weltgeschichte,
Und Hohenzollern höret ihren Ruf.

Es bedarf nichts anderes, um zu zeigen, wie nahe Curtius seinen kaiserlichen Herren stand.

Eine so enge Gemeinschaft konnte sich nicht lösen, auch nachdem die zunächst gestellte Aufgabe erfüllt war. Curtius führte den Prinzen Friedrich Wilhelm noch in die rheinische Universität ein. Dann widmete er sich wieder ausschliesslich seiner Lehrthätigkeit an der Universität Berlin und seinen Forschungen. 1856 wurde er nach Göttingen auf den Lehrstuhl seines Lehrers Otfried Müller berufen. 1868 kehrte er nach Berlin zurück als Professor an der Universität und zugleich Director an den Königlichen Museen. Von nun an blieb Berlin die Heimat, in der und von der aus er seine umfassende und grosse Wirksamkeit ausübte, in seinen Vorlesungen als begeisterter unermüdlicher Lehrer, aber auch in jedem anderen Zweige seiner

Thätigkeit, als Beamter am Museum, als Forscher in jeder wissenschaftlichen Untersuchung die er vornahm, stets und überall mit seinem ganzen vollen Herzen beteiligt.

Die Früchte der in Griechenland begonnenen Studien waren rasch gereift. Schon 1851 erschien der erste Band seines Werkes über den Peloponnes, das ihm mit einem Schlage die bewundernde Anerkennung aller Fachgenossen sicherte, 1857 zum ersten male der erste Band der griechischen Geschichte, die seinen Namen weit über die gelehrten Kreise hinaus bei allen Gebildeten bekannt machte.

Aber Curtius konnte bei der Arbeit am Schreibtisch, in den Bibliotheken, in den Museen allein sein Genügen nicht finden. Er wusste, welche Schätze classischer Kunst, welche Denkmale alter Geschichte unter dem Boden Griechenlands ruhend ihrer Auferstehung harrten!

Den berühmten Vortrag über Olympia, dem eine grosse und auserlesene Zuhörerschaft aus allen Kreisen lauschte, hielt Curtius am 10. Januar 1852.

Er sprach von den athletischen Wettkämpfen als Teilen der griechischen Götterfeste; er erzählte von der Geschichte Olympias und seiner Bedeutung für die Gesammtheit des weit zerstreuten Griechenvolkes; er schilderte die Bauten und Heiligtümer, den Zeustempel mit seinem reichen statuarischen Schmuck, die glänzenden Siegesdenkmäler und Weihgeschenke, die Zerstörung und Verschüttung, und er fuhr fort:

»Der Verfall des Heiligtums ist durch den Alpheios beschleunigt worden. Denn seit er nicht mehr durch Dämme gebändigt wird, hat er bei jedem Hochwasser seine Flut über den Boden der Altis gewälzt und die wankenden Säulen umgerissen. Aber er hat nicht nur zerstört, er ist auch im Mittelalter ein treuer Altishüter geblieben, er hat die niedergeworfenen

Schätze der alten Kunst unter seiner Schlammdecke versteckt und an alter Stelle aufbewahrt. Darum hat der erwachte Sinn für griechische Kunst, darum hat Winckelmann vor Allen sich mit Recht gesehnt, diese Decke zu lüften. Sechzig Jahre nach seinem Tode war es die wissenschaftliche Commission des französischen Befreiungsheeres, welche seinen Gedanken ausführte. Zwei Gräben wurden an den schmalen Seiten des Zeustempels gezogen und in kürzester Zeit grub man aus der Tiefe eine Reihe von Bildwerken; es waren die Zwölfkämpfe des Herakles, wie sie Pausanias beschrieben hat. Ehe man noch den ganzen Tempel vom Schutt gesäubert hatte, wurden plötzlich alle Grabungen eingestellt; man hörte auf zu suchen, ehe man zu finden aufgehört hatte. Von neuem wälzt der Alpheios Kies und Schlamm über den heiligen Boden der Kunst und wir fragen mit gesteigertem Verlangen: wann wird sein Schooss wieder geöffnet werden, um die Werke der Alten an das Licht des Tags zu fördern? Was dort in der dunkeln Tiefe liegt, ist Leben von unserm Leben. Wenn auch andere Gottesboten in die Welt ausgezogen sind und einen höheren Frieden verkündet haben, als die olympische Waffenruhe, so bleibt doch auch für uns Olympia ein heiliger Boden und wir sollen in unsere, von reinerem Lichte erleuchtete Welt herübernehmen den Schwung der Begeisterung, die aufopfernde Vaterlandsliebe, die Weihe der Kunst und die Kraft der alle Mühsale des Lebens überdauernden Freude.«

Diese Mahnung machte den tiefsten Eindruck auf alle Zuhörer, auch auf König Friedrich Wilhelm IV. Aber noch war die Zeit nicht gekommen, dass sich Preussen und Deutschland an dem Wettkampf der Nationen um die Wiederaufdeckung des griechischen Altertums beteiligen konnten.

Curtius ist nicht müde geworden, seine Mahnung zu

wiederholen. Immer wieder wies er darauf hin, dass die Fortschritte der Altertumswissenschaft abhängig sind von den Forschungen und Entdeckungen an den Stätten der alten Cultur selbst. Von den wichtigsten Plätzen alter Geschichte seien nur wenige genau bekannt, geschweige denn ausgebeutet; selbst für die Umgebung Athens entbehrten wir noch einer genügenden Aufnahme.

«Die Zeit ist kostbar — so rief er aus —, denn die Zerstörung der edelsten Ueberreste schreitet unaufhaltsam fort, und die in immer grösserer Fülle zu Tage kommenden Altertümer werden in Folge der Gesetze des griechischen Königreichs, die jede Ausfuhr verpönen, versteckt gehalten, unter der Hand verhandelt und heimlich in alle Welt zerstreut. Da kann nicht durch einzelne Reisen, sondern nur durch eine ununterbrochene Thätigkeit geholfen werden, welche nach einem festen Plane die Aufnahme aller für die Geschichte und Kunst wichtigeren Plätze des classischen Bodens, die noch mangelhaft bekannt sind, allmählich fortschreitend ins Werk setzt und dabei an den bedeutendsten Stellen durch Nachgrabungen unterstützt wird; ferner durch die Errichtung einer wissenschaftlichen Station, welche, wie in Rom, so auch in dem für Kunstforschung jetzt so unendlich wichtigeren Athen den ganzen Kunsthandel überwacht, alle Entdeckungen genau registrirt und so allmählich das Material sammelt, welches zu einer umfassenden Kenntnis der attischen Kunst unentbehrlich ist. Athen ist zugleich die richtige Warte für den Orient, so weit derselbe ein Schauplatz hellenischer Cultur gewesen ist.»

Jeder Fortschritt in der Festigung Preussens und Deutschlands war zugleich ein Schritt vorwärts zur Erreichung der von Curtius ausgesprochenen idealen Forderungen der Wissenschaft.

Nachdem der Prinz von Preussen die Regentschaft über-

nommen, erfolgte die Entsendung von Curtius, Strack und Bötticher nach Athen, zu Studien über die Topographie und die Denkmäler. Am 2. März 1871, am Tage nach dem Abschluss des grossen Kriegs, hat Kaiser Wilhelm I. die Anerkennung des archäologischen Instituts in Rom als preussische Staatsanstalt vollzogen. Im Herbste desselben Jahres machte Curtius gemeinsam mit einigen wissenschaftlichen Freunden eine Recognoscirungsreise in Kleinasien, welcher Kaiser Wilhelm einen Generalstabs-Offizier zur Anfertigung genauer Terrainaufnahmen beigegeben hatte. Am 16. Mai 1874 wurde das archäologische Institut in eine Reichsanstalt verwandelt und gleichzeitig die Zweiganstalt in Athen gegründet, die schon im Herbst desselben Jahres eröffnet werden konnte. Zu gleicher Zeit wurde die grosse Unternehmung der Ausgrabung von Olympia ins Werk gesetzt. Wie dies geschah, das hat Curtius selbst bei der Feier seines achtzigsten Geburtstages in kurzen, schwerwiegenden Sätzen zusammengefasst: «Als nach dem blutigen Völkerkampfe der edle Wunsch sich regte, nun auch ein echtes Friedenswerk in Angriff zu nehmen, da erwachte in dem Kronprinzen der Eindruck eines Vortrages über Olympia. Der Träger der Kaiserkrone ergriff den Gedanken mit ruhmwürdiger Energie; der allen hellenischen Sympathien fernstehende Kanzler beauftragte den Professor mit Abschluss eines Vertrags mit der Krone Griechenland, und der junge Reichstag bewilligte, ohne dass eine Stimme des Widerspruchs laut wurde, hunderttausende von Thalern für eine nationale Unternehmung, bei welcher nach den Staatsgesetzen von Hellas nichts zu erwerben war, als der Ruhm, zum ersten male einen der an Denkmälern reichsten Plätze von Altgriechenland mit seinen Tempeln, Bildwerken und Inschriften vollständig frei zu legen.»

Im April 1874 schloss Curtius den Vertrag mit der griechi-

schen Regierung in Athen ab. Am 4. Oktober 1875 geschah der erste Spatenstich auf dem Boden der Altis.

Vier Jahre darauf, als die Arbeiten in Olympia noch in vollem Gange waren, schloss sich an diese Unternehmung des deutschen Reiches die preussische der glänzenden Ausgrabungen in Pergamon, mit denen der Name Carl Humanns unvergänglich verbunden ist wie der von Curtius mit Olympia, auch diese Unternehmung ermöglicht und getragen durch den mächtigen Schutz und die persönlichste Förderung, die ihr der grosse Kaiser und sein hochgesinnter Sohn zuwendeten.

Schon seit 1862 hatte Graf Moltke als Chef des grossen Generalstabs topographische Aufnahmen auf dem classischen Boden Griechenlands durch seine Offiziere und Beamten vornehmen lassen. Mit der Stiftung der athenischen Zweiganstalt des deutschen archäologischen Instituts wurde gleichzeitig die grosse Aufgabe einer planvoll fortschreitenden genauen topographischen Aufnahme der Stadt Athen, ihrer Umgebung und der ganzen attischen Landschaft ins Werk gesetzt, — eine langwierige mühselige Arbeit, die dank der aufopfernden Thätigkeit der beteiligten Offiziere und Beamten des Generalstabs jetzt vollendet vorliegt.

Mit welchem Hochgefühl des Glückes begrüsste Curtius alle diese Erfüllungen seiner sehnsüchtigen Träume! wir empfinden es nach, auch mit wie tiefem Dank gegen das Kaiserhaus der Hohenzollern. Durch seine amtliche Stellung bot sich Curtius oft der Anlass als öffentlicher Redner aufzutreten und diesem Gefühl des Dankes Worte zu leihen. — Einer Sammlung solcher Reden hat er den Titel gegeben: «Unter drei Kaisern». Wie gerne und wie oft hat er die friedlichen Thaten Kaiser Wilhelms I. gepriesen! es fiel ihm auch die Aufgabe zu, die Gedächtnisrede für den grossen Todten zu halten, und wenige

Monate darauf die noch schmerzlichere Pflicht, des Todes Kaiser Friedrichs in öffentlicher Versammlung zu gedenken. Schwerlich jemals hat er, der berühmte Meister formvollendeter Rede, die Herzen seiner Zuhörer tiefer getroffen als bei dieser Trauerfeier, da er mit der Klage des persönlichsten Leides erklärte, nichts kunstvoll Ausgearbeitetes bieten zu können, sondern nur Blätter der Erinnerung, die er zu den vielen anderen Kränzen auf seines Kaisers Grab lege. Aber er richtete sich empor aus seinem bittern Schmerz und er hat den jugendstarken dritten Kaiser des neuen Deutschland in hoffnungsreicher Zuversicht und frohen Mutes in einer Rede begrüsst, der er die stolze Ueberschrift gab: Die Bürgschaften der Zukunft.

Nach sechs Arbeitsjahren waren die Ausgrabungen in Olympia 1881 zum Abschluss gelangt — an Ergebnissen so reich, dass sie alles Hoffen überstiegen. Drei Jahre darauf feierte Curtius seinen 70. Geburtstag. Seine Schüler und Verehrer überreichten ihm, um ihre Liebe und Dankbarkeit zu beweisen, zugleich mit einer Festschrift seine von Künstlerhand geschaffene Porträtbüste. Wiederum drängten sich um ihn die Schaaren der Freunde am 22. December 1891. Es war der Tag, an dem er vor 50 Jahren den Doctortitel erworben. Um seinen 80. Geburtstag würdig zu begehen, wurde sein marmornes Bildnis an der Stätte seines Ruhmes, in Olympia, aufgestellt. Bei der Enthüllung wetteiferten die griechischen und die in Griechenland weilenden deutschen, französischen, englischen und amerikanischen Gelehrten in Lobpreisungen und Huldigungen. Aber alle Festfeiern und alle Liebe und Treue konnten das Alter und die Gebrechen, die es mit sich führt, nicht verscheuchen. Mit der bewundernswürdigen zähen, geistigen und körperlichen Energie, die diesem Greise mit dem jugendfrischen Herzen eigen war, hat er immer wieder jede

äussere Störung der Gesundheit überwunden, und er blieb wissenschaftlich thätig, so lange er athmete. Nach wenigen Wochen einer schmerzhaften inneren Krankheit ist er, im zweiundachtzigsten Lebensjahre, sanft und rasch verschieden.

In dem langen und reichen Leben, das Curtius beschieden war, hat er eine überaus grosse Zahl von Schriften veröffentlicht, die nach allen Seiten der Altertumsforschung weit ausgreifen. Sie erwarten nicht, dass ich sie im einzelnen aufzähle. Aber ich darf nicht unterlassen, auf ein Thema hinzuweisen, das ihn durch das ganze Leben begleitet hat — die Topographie von Athen. Seit seinen Jünglingsjahren hat er nicht aufgehört, die Probleme der athenischen Stadtgeschichte immer wieder zu durchdenken, um sie im Geiste wieder aufzubauen und ihr Bild durch jede neue Entdeckung, durch jeden neuen Fund reicher und lebensvoller auszugestalten.

Die Stelle, die Curtius in der Reihe der grossen Entdecker und Forscher einnimmt, ist schon für uns, die wir noch mit ihm lebten, unverkennbar klar bezeichnet.

Stets, in der Jugend wie im Alter, hat Curtius als die Lehrer, von denen er die wissenschaftliche Richtung seines Lebens erhalten, August Boeckh, Friedrich Gottlieb Welcker und Otfried Müller bezeichnet und neben ihnen den grossen Begründer einer neuen geographischen Betrachtungsweise Carl Ritter genannt. Ihnen allen war er auch persönlich nahe getreten, mit Ritter und Otfried Müller in Griechenland gemeinsam gewandert. Die drei Heroen der Altertumswissenschaft hatten ausgebaut, was F. A. Wolf als Ziel der Philologie hingestellt hat, die einheitliche wissenschaftliche Ergründung und Darstellung des griechischen Lebens, das ihnen der wichtigste Inhalt der alten Welt war, in seiner Gesammtheit und in allen seinen Erscheinungsformen. Jeder von ihnen war auf die Er-

fassung dieser Gesammtheit gerichtet und keiner ist einer Seite ausgewichen, die ihm in seinen Forschungen entgegentrat. Aber gemäss ihrer Eigenart suchte sich jeder seinen eigenen Weg in der Fülle der Erscheinungsformen, jeder ging von einem anderen gesicherten Herrschaftsgebiet des Könnens und Wissens aus und strebte nach anderen Zielen, die nur in weiter Ferne zu einer Einheit zusammenwuchsen. Boeckh hat in seinem classischen Werk den Staat und die Finanzwirtschaft Athens zur Grundlage genommen. Welcker wollte griechische Götterlehre, griechische Poesie und griechische Kunst in drei selbständigen Werken schildern, die sich so gesondert zu einer Einheit zusammenfügen sollten. Seine eigenste Heimat war die griechische Poesie. O. Müller ist durch frühen Tod verhindert worden, zu vollenden, was er hätte geben können — sein Herz hing an der Geschichte der griechischen Stämme und Städte. Wenn es Boeckh vergönnt gewesen wäre, Griechenland aufzusuchen, — er würde schwerlich in der Art seiner Forschung irgend etwas geändert haben. Welcker betrachtete die lange Reise, die ihn, gereift und schon alternd, nach Griechenland und Kleinasien führte, als die Vollendung seines Verständnisses der griechischen Mythologie, Poesie und Kunst. O. Müller war durch das Bedürfnis deutlicher und fester Vorstellung aller historischen Vorgänge früh zu dem Studium ihrer geographischen und topographischen Bedingungen hingedrängt worden. Durch die griechische Reise, auf der er starb, hatte er die selbständige und lebendige Anschauung dieser Bedingungen erringen wollen.

Curtius stand wie im Lebensalter so persönlich O. Müller näher, als seinen beiden andern Lehrern. Er setzte da ein, wo O. Müller aufgehört. Durch Ritters tiefere Auffassung angeregt und befestigt, steckte er sich höhere Ziele. Er suchte die Scene

zu begreifen, auf der sich die Geschichte des hellenischen Altertums abgespielt, den schicksalvollen Zwang, den die Gestaltung des heimatlichen Bodens auf die Menschen ausübt, und die Veränderungen, die die Menschenhand diesem Boden aufprägt. Er durchdringt diese natürlich gegebenen Bedingungen der geographischen Lage und der topographischen Gliederung mit der schärfsten Beobachtung und phantasievoll nachempfindender Anschauung und schildert die in der Structur der Erdrinde gegebenen Formen, ihre Gebirge, Meere, Flüsse und Ebenen mit einer plastischen Kraft, mit einer hellen Klarheit, die ihres Gleichen nicht gefunden hat. Wer je auch nur die ersten Blätter des Werkes über den Peloponnes gelesen, wo er die in das Mittelmeer hineinragenden Halbinseln Spanien, Italien und Griechenland in ihrer Gleichartigkeit und in ihren Unterschieden der Gestaltung vorführt, kann sich über die ganz persönliche Eigenart und über den gewaltigen Fortschritt, den sie gegen alles frühere bezeichnet, nicht täuschen. Aus diesen natürlichen Bedingungen pflegt er die Folgen für das Menschenschicksal herauszulesen, am liebsten bei den grossen Verhältnissen des Weltverkehrs mit den hin und her flutenden Völkerwanderungen und bei ihrem Gegenbild, dem reichen Sonderleben einzelner Städte und Landschaften verweilend. Auf einem fest gegebenen Boden, vor einem landschaftlichen Hintergrunde vollziehen sich ihm alle religiösen Wandelungen, alle literarischen und künstlerischen Leistungen. Als Zeugen der Totalität des griechischen Lebens gelten ihm Literatur und Kunst, nicht als Einzelerscheinungen und er ist niemals darauf ausgegangen, die griechische Kunst in eine andere Totalität, die der allgemein menschlichen Kunstgeschichte, einzuordnen. Eben so wenig hat er die griechische Kunst nur als einen Gegenstand ästhetischen Genusses angesehen. Er jubelte auf bei den herrlichen Funden der Nike

des Päonios und des praxitelischen Hermes. Aber er erklärte: wir haben den Boden der Altis nicht in der Absicht geöffnet, um lauter mustergültige Kunstwerke zu heben, sondern um ein Archiv der Geschichte aufzuschliessen. Ueberall suchte Curtius den griechischen Sinn auf in jeder geschichtlich erreichbaren Erscheinungsform und er fand diesen selben Sinn wieder in jeder Art politischer, kriegerischer, religiöser, literarischer oder künstlerischer Thätigkeit, in dem Wegebau der Griechen so gut wie in den Münzen, in der Anlage der Städte und ihrer Märkte, in den gewaltigen Tempeln und ihren Bildwerken wie in jedem Dreifuss, in jeder Inschrift, in jedem Grabstein. Er suchte nach den Äusserungen jenes Geistes am Beginn wie am Ende der Entwicklung, in den rohen kunstlosen Idolen, wie in dem letzten Aufflackern der entarteten indo-griechischen Kunst. Er schrieb seine griechische Geschichte nicht zu politischer Belehrung, sondern um die Schicksale und die unvergleichlichen Leistungen dieses Volksstammes vor unsern bewundernden Augen vorüberziehen zu lassen. Alle politischen, literarischen, künstlerischen Gegensätze innerhalb des Griechentums schienen ihm unwichtig gegenüber dem lichtumflossenen Gesammtbild der griechischen Cultur. Denn er lebte des festen Glaubens, dass das von den edelsten Geistern Griechenlands Errungene ein für alle Zukunft unverlierbarer Besitz menschlicher Gesittung sei. Leben von unserem Leben nannte er die noch unter der Erde ruhenden Kunstwerke Olympias. »Die fortschreitende Wiederentdeckung der alten Welt ist kein Sonderinteresse der Philologen und Archäologen, sondern eine wissenschaftliche Aufgabe von allgemeinster Bedeutung.« »Der Geist des Altertums ist eine Macht der Gegenwart, eine überall nahe und einflussreiche. Wir ahnen es selbst kaum, wie die Perioden, in denen wir denken und schreiben, die Bilder der Sprache, die wir anwenden, wie der

Massstab unserer Beurteilung geistiger Erzeugnisse, wie die Formen der Gebäude und Gefässe, wie Kunst und Handwerk unter dem Einflusse jenes Geistes stehen. So ist es allmählich dahin gekommen, dass kein Teil der Menschengeschichte uns näher und innerlicher verwandt ist, als das klassische Altertum.«

Diese Ueberzeugungen sind dieselben, welche die Heroen unserer classischen Literatur, Goethe, Schiller, W. von Humboldt hegten. Sie stehen heute nicht mehr wie früher über allem Streit der Parteien, sondern sie sind in den leidenschaftlichen und gehässigen Kampf herabgezogen über das, was die wahrste und echteste menschliche und nationale Bildung sei.

Curtius war durch seine in sich vollendete vornehme Persönlichkeit der lebendige Beweis für den Wert der am griechischen Altertum genährten Bildung.

Täuschen wir uns nicht! Ohne diese ihnen so wohl vertraut vor Augen stehende Verkörperung des edelsten classischen Geistes würden Kaiser Wilhelm der Grosse und Kaiser Friedrich weder für Olympia noch für Pergamon die Hand gerührt haben.

Der Name von Ernst Curtius wird in der allgemeinen Geschichte der Wissenschaft aufbewahrt bleiben, so lange noch an irgend einer Stelle der Erde das griechische Altertum und die griechische Kunst als ein würdiger Gegenstand des Studiums gelten wird. So lange noch Deutsche der hohen Heldengestalt Kaiser Friedrichs, des unvergesslichen, gedenken und seinem jugendlichen Wachstum liebevoll nachspüren werden, wird mit dem geweiheten Namen Kaiser Friedrichs auch der Name Ernst Curtius genannt werden.



Berlin, Druck von Albert Damcke.





